

**Zeitschrift:** Zürcher Illustrierte

**Band:** 10 (1934)

**Heft:** 14

**Artikel:** Irene die Unbekannte [Fortsetzung]

**Autor:** Cahuet, Albéric

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-754575>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 24.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**





## Am Winter-Ende

freut sich alles auf den Frühling. Zuerst muß aber noch die Schranke der tückischen Übergangszeit wohlbehalten passiert werden. Da heißt es doppelt achtgeben auf die Gesundheit, vorbauen, kräftigen, die Widerstandskraft vermehren. Da braucht jedermann, nicht nur die Kranken und die Schwächlichen

eine Tasse **OVOMALTINE**  
zum Frühstück!

Ovomaltine ist in Büchsen zu Fr. 2.- und  
Fr. 3.60 überall erhältlich.

DR. A. WANDER A.-G. - BERN

dessen Stimme man allerdings nicht vernahm. Er stellte Fragen, gab Antworten. Manchmal schien die Unterhaltung zu einem leidenschaftlich geführten Gespräch zu werden. Seine Stimme steigerte sich, dann wurde sie wieder leiser. Bisweilen schwieg er.

... Ich konnte nicht eher zurückkommen. Ich schwöre dir, daß es mir nicht möglich war, eher da zu sein. Drei Jahre, das ist eine lange Zeit, gewiß. Aber du weißt ja, und wer sollte es besser wissen als du, woraus mein Leben besteht. Seit heute morgen bin ich in Paris. Verzeih mir, daß ich erst heute abend zu dir gekommen bin. Aber ich mußte dringend ein paar Leute sprechen. Berichte, Korrespondenzen und Auskünfte — damit kann ich im allgemeinen wenig anfangen. Ein Gesicht lehrt mich mehr. Sowie ich es vor mir habe, weiß ich Bescheid. Dann verstehe ich den Menschen, kann ihn abschätzen und beurteilen. Zum Beispiel jenen Jarasse, von dem ich dir schon nach meiner ersten Reise erzählt hatte, der Kerl, der mir jetzt beinahe meinen Gummihandel zuschanden gemacht hätte, weil er sich an die Konkurrenz verkaufen wollte. Und schuld daran? Ein paar Weibergeschichten. Kurz und gut, er ist für mich erledigt... Nein, nein, glaub mir doch, daß ich nichts mehr für ihn tun könnte. Ein Mann, der mit fünfzig Jahren noch wegen Liebesgeschichten seinen Verstand verliert, ist ein armseliger Narr, den man nicht retten kann. An seine Stelle habe ich den kleinen Varnaud gesetzt, der was kann und der es noch weit bringen wird. Bist du endlich zufrieden? Varnaud wäre sicher jemand nach deinem Geschmack. Immer aufrichtig, gradaus und viel Courage. Als ich ihn aufstöberte, müßte ich gleich an dich denken. Nun laß ich ihn vorwärtskommen. Bist du zufrieden? Na, endlich.

Es wurde still. Gerald ging mit langen Schritten auf und nieder. Dann und wann murmelte er etwas Unverständliches und lachte kurz heraus.

In der Tat, seit drei Jahren bin ich nicht mehr hier gewesen. Was willst du, die Welt ist so groß, und ich finde alle Hände voll zu tun. Ich mache alles, was ich kann. Jedes Jahr kann ich mehr. Vielleicht verstehst du die Freude nicht, die mich jedesmal überfällt, wenn mir mehr glückt, als ich für möglich hielt. Stolz? Natürlich, und warum auch nicht? Ohne Stolz kann ich nicht leben. Man muß Großes vorhaben, um Großes schaffen zu können. Der Stolz ist ein ausgezeichnetes Nährstoff für unserschwache Lebensmaschine, der immer der Atem auszugehen droht. Das verbraucht sich und -verpufft, wenn man nicht für Vorrat sorgt. Ich entsinne mich, daß du mir diesen Stolz früher vorgeworfen hast. Du hattest sicher nicht ganz unrecht damit, aber auch nicht durchaus recht, denn was wäre ich schließlich ohne ihn geworden? Weil

ich stolz war, habe ich mich durch die wüste Keilerei, die das Leben nun einmal ist, hindurchgefunden. Es war nicht immer ganz leicht, das Glück zu korrigieren. Du siehst ja, daß ich zum Ziel gekommen bin.

Wieder Schweigen, einige Schritte, und dann:

Du hast mir weit geholfen. Denn ohne dich... Glücklicherweise hatte ich euch immer beide, dich, die du so einfach warst, und meinen Stolz, der schwächer war als du, aber stärker als ich. Was ich in den drei Jahren zu stande gebracht habe? Gruben, Schiffe, Fabriken. Ich habe eine Insel im malaiischen Archipel gekauft, ich habe alle meine übrigen Unternehmen vergrößert. Man kann alles, wenn man will. Wenn ich wollte und es Zweck hätte, würde ich den Sand der Wüste in Wagons oder auf Schiffen laden lassen, um ihn nach dem Nordpol zu schaffen...

Er pfiff leise vor sich hin.

Ich habe mir deine Gedanken gemerkt. Ich hasse das Elend, und deshalb helfe ich es jetzt unterdrücken. Meinen Arbeitern zahlte ich anständige Löhne. Nie hat es in meinen Betrieben Unzufriedenheit oder Streiks gegeben. So viel zu dem, was du das Gute nanntest. Und das Böse?

Er öffnete das Fenster und sah in den Hof hinaus.

Was willst du darüber hören? Eine komische Gewohnheit von mir, dir alles zu sagen. Aber du hast es ja immer so gewollt. Ich fühle mich nicht zerknirscht, selbst vor deinen strengen Augen nicht. Für mich ist die Liebe mit Frauen das Sprungbrett zum Erfolg. Ich nehme sie mit, wo sie sich mir bietet. Vielleicht auch deshalb, weil sie mich manchmal unglücklicher macht, als ich vorher ahnte. Du hattest über diese Dinge merkwürdig moralische Vorstellungen. Na, ich habe eben andere.

Er lachte zwischen den Sätzen.

Natürlich habe ich mich, wenn ich eine Frau traf, nie darum gekümmert, ob sie ein Herz hatte, oder ob sie klug war. Das war schließlich ihre Sache und nicht die meine. Man begegnet sich und geht wieder auseinander, wenn man sich fremd geworden ist. Dafür habe ich nie gelogen, nie falsche Versprechungen gemacht. Ich habe jeder ein schönes Leben geboten, solange sie ehrlich ein Stück Wegs mit mir zusammengehen wollte. Aber bisher habe ich die Kameradin, die ich verlange, noch nicht getroffen. Aber mein Gott, was rede ich dir da vor? Als ob ich zur Beichte ginge. Du hast mir immer gesagt, daß du unglücklich wärst, wenn jemand meinetwegen weinte. Na, beruhige dich, ich richte es schon immer so ein, daß man möglichst wenig heult. Vielleicht kullern in diesem Moment dem armen Jarasse aus Wut oder Mitleid mit sich selbst, daß er so unschuldig aus seinem Schlemmerleben geworfen wurde, ein paar große Krokodilstränen

über die Wangen. I can't help it. Und ob eine Frau meinetwegen schon geweint hat? Ich weiß es nicht.

Er hielt inne.

Oh, ich vergaß, eine Frau hat wahrscheinlich meinetwegen doch schon Tränen vergossen. Aber das ist eine andere Geschichte. Eine Geschichte, die ich nicht liebe, die mich quält und die du bestimmt auch nicht gern hören würdest. Sie wird mich nicht ewig quälen. Eines Tages setze ich meinen Willen doch durch.

Seine Stimme war heftig geworden und, wie um sich Luft zu machen, stieß er plötzlich die Tür mit kräftiger Hand auf. Ein kleines, sehr bescheiden eingerichtetes Zimmer wurde sichtbar, in dem sich ein Bett, ein Stuhl, ein Tisch, eine Lampe und eine über dem Ofen hängende Photographie befanden. Sonst war niemand in dem Zimmer.

Gerald hatte sich mit einem Bilde unterhalten.

Die Photographie zeigte ein junges Mädchen in altemodischer Kleidung mit einem großen Strohhut in der Hand. Trotz der ungeschickten Pose, die es bei der Aufnahme hatte einnehmen müssen, war seine Haltung nicht reizlos, und wenn sein Gesicht auch keineswegs schön zu nennen war, so übte es doch einen geheimen Zauber aus, der weniger von der Regelmäßigkeit der Züge herrührte, als von einer leisen und sprechenden Melancholie der Augen. Es war ein Gesicht, das Gerald außerordentlich glich und beinahe sein eigenes hätte sein können. Eins seiner Geschwister? Seine Mutter? Es war eine Zwillingsschwester.

Ihre gemeinsam verbrachte Jugend gehörte zu jenem Abschnitt von Geralds Leben, den außer ihm selbst niemand kannte. Mit zwölf Jahren waren sie verwäist. Ihre Eltern, die infolge einer überraschenden Erbschaft nach Martinique gezogen waren, hatten auf der Insel eine Kaffeepflanzung bestellt, von der sie sich viel Einkünfte versprochen hatten, die aber unter ihrer unerfahrenen Leitung sehr rasch heruntergekommen waren. Der Ruin wäre früher oder später wohl auch unvermeidlich geworden, wenn nicht eine furchtbare Katastrophe ihren weiteren Bemühungen ein jähes Ende gesetzt hätte. Manche entsinnen sich vielleicht noch des Schicksals von Saint-Pierre-de-la-Martinique, von dem im Mai des Jahres 1902 alle Zeitungen ausführliche Berichte brachten: die glühenden Lavamassen des ausbrechenden Mont Pelé zerstörten innerhalb von zwei Tagen den größten Teil der Siedlungen auf dieser Insel bis auf den letzten Rest. Unter den dreißigtausend Opfern fand sich auch der Name Gérard. Der glücklich-unglückliche Zufall hatte es

(Fortsetzung Seite 412)



*Röhl*

**LAURENS "ROUGE" Fr. 1.20**

**Der alten Tradition bewußt**, kann man nicht Risiken auf sich nehmen, die der Tradition, dem Namen allzu leicht nur - schaden könnten!... Ein Produkt, das stolz die Flagge eines alten Namens führt, muß diesem Namen alle Ehre machen, sonst verliert es seinen Ruf!... Schon seit Jahrzehnten steckt in einem Namen aller Hochgenuss, den eine Zigarette spenden kann:

**LAURENS**

*Laurens*

gewollt, daß die beiden Kinder in Frankreich geblieben waren; Françoise in einer Pension, in der sie sich wie in einem Gefängnis gefühlt und völlig einsam unter ihren Kameradinnen gelebt hätte, und François in Stanislas, wo er um diese Zeit gerade von der Schule gejagt wurde, weil er einen bösen Streich gegen einen von ihm gehassten Lehrer angezettelt hatte. Nach dem traurigen Ereignis kamen die Zwillinge unter die Obhut einer Tante, die sich bereit erklärte, den kärglichen Rest des elterlichen Vermögens, das der französische Staat durch eine großzügige Hilfsaktion für die verarmten Hinterbliebenen der Opfer von Martinique sichergestellt hatte, zu verwahren und für ihren Lebensunterhalt sorgen zu wollen.

Wie sehr sie aneinander hingen, hatten die Geschwister erst bemerkt, als sie beide nach Paris zu den Verwandten kamen. Von da an wurden sie unzertrennlich, da sie fühlten, welche tiefen Bande zwischen ihnen scheinbar sehr entgegengesetzten Naturen bestanden. Sie schlossen sich gegenseitig ihr Herz auf und vertrauten sich Dinge an, die sie sonst keinem Menschen anvertraut hätten. Françoise war die Zartere, die feinfühliger, während sich François von seinen wilden Launen beherrschen ließ und durch seine rücksichtslose Art den Mitmenschen das Leben oft unerträglich machte. Jedermann hielt ihn für einen unbekümmerten Rohling. Nur seine Schwester wußte, wie sanft und nachgiebig er sein konnte, wenn man ihn zu nehmen verstand. Nie mied sie ihm Vorwürfe, ließ es ihn aber fühlen, wenn er sie oder andere verletzt hatte, und zeigte sich, erst dann wieder glücklich, wenn er sein Unrecht gutgemacht hatte. Doch wieviel hatte auch sie zu leiden! Seine Verachtung jeder geregelten Arbeit gegenüber führte ihn bald zu einem ausschweifenden Lebenswandel, der sie mit tiefer Verzweiflung erfüllte. Er verbrachte seine Nächte außer Hause, trieb sich mit Frauen herum, spielte und machte Schulden. Stillschweigend bezahlte sie ihm. Als sie aber den letzten Schmuck ihrer Mutter verkauft hatte, zeigte sie dem Bruder ihre Hände. «Jetzt habe ich nichts mehr. Ich flehe dich an, dich in Zukunft zusammenzunehmen. Mehr kann ich dir nicht sagen.»

«Es geht mit Françoise nicht mehr so weiter», seufzte die Tante. «Dein Bruder ist maßlos, er weiß überhaupt nicht, was Pflichten sind. Er hat einen schlechten Charakter.» «Nein», erwiderte das junge Mädchen beschwichtigend, «er ist nicht schlecht, aber er denkt nur an Erfolg. Eines Tages wird er erreichen, was er sich vorgenommen hat.»

Kurze Zeit darauf starb die Tante. So kam es, daß die Geschwister sich höchst bescheiden mit ein paar Möbeln in dem kleinen Appartement der Rue Raynouard einrichteten, das Françoise wegen des kleinen Gartens und der Nähe des Bois gewählt hatte.

Das junge Mädchen war zu verschlossen, als daß es eine wirkliche Freundin hätte haben können; außerdem lebte es nur für den Bruder. Die Freunde, die Françoise mitbrachte, konnten keine Freunde für sie sein. Nur einer, ein großer, fleißiger Junge, der so bescheiden wie sie lebte, kam manchmal zu ihnen in ihr winziges Zimmerchen. Es war Luc Savière, der sich von jehedem den wilden und leidenschaftlichen François angeschlossen hatte, vielleicht deshalb, weil seine stille Natur unbewußt den ausgleichenden Gegensatz suchte. Er war zwei Jahre jünger als die Geschwister. Françoise sah ihn gern, nicht nur, weil er ihr stets ein paar Romane oder Reisebeschreibungen mitbrachte, sondern weil sie seine Zurückhaltung und Bescheidenheit neben dem tyranischen Bruder als Wohltat empfand. Sie war ihm freundschaftlich zugetan, aber in einer Freundschaft, der kein Zwang anhaftete und die ihr nie tiefergehende Gefühle einflößte. Wenn die Geschwister für seine Arbeiten in Kunsthistorik und Philosophie auch nur wenig Interesse hatten, so war er doch ein so charmanter Gesellschafter, daß Françoise, als er in die Ecole Normale aufgenommen wurde, an den Sonntagen, an denen er frei war, den Tisch stets für drei deckte. Beide bewunderten die Leidenschaft, mit der er sein Studium betrieb, was sie allerdings nicht hinderte, ihn oft damit zu necken, daß er die Welt mit allzu gelehrt Argumenten erklärte. Oft tobten heiße Redeschlachten zwischen den zwei Freunden.

Nach einer dieser Diskussionen hatte Savière plötzlich gesagt: «Es ist unglaublich, wie ihr euch gleicht, und ich spreche nicht nur von der Ähnlichkeit eurer Gesichter.» François war darauffhin sehr mißlaunig geworden und in drohendes Schweigen versunken. Zu dieser Zeit, da er es noch zu nichts gebracht hatte, erfüllte ihn starke Mißachtung gegen sich selbst, die sich für gewöhnlich in feindseligen Stimmungen seines Mitmenschen gegenüber äußerte. Um keinen Preis wollte er innerlich zugeben, daß sein Leben, das er als nutzlos empfand, irgendwelche Ähnlichkeit mit dem seiner Schwester aufweise. «Du hast mich falsch verstanden», versuchte Savière einzulenken, «ich habe nur sagen wollen, daß deine Schwester alles das in der Phantasie besitzt, was du, wie ich sicher glaube, eines Tages in die Tat umsetzen wirst.» Und wirklich mußte François zugeben, daß seine Schwester ihre Phantasie oft sehr weit schweifen ließ. Wie er selbst litt sie darunter, ein so kümmerliches Leben führen zu müssen, aus dem es keinen Ausweg zu geben schien. Oft träumte sie von Reichtümern, von Luxus und Reisen. «Wie grausam du sein kannst», meinte François dann bitter, «aber ich werde es noch schaffen, verlaß dich darauf.» «Ich wollte dir keinen Vorwurf machen», erwi-

derte sie zärtlich. «Ich habe nur ein bißchen geträumt und phantasiert, wie Luc sagt. Schließlich bin ich wie alle jungen Mädchen auch.»

Das Jahr, in dem sie beide mündig wurden, brachte ihnen viel Leid. Sie mußten sich zum zweiten Male trennen. François wurde für den Militärdienst eingezogen und kam, wie er es gewollt hatte, nach Guinea zu einem Kolonialregiment. Diese Zeit wurde zum Wendepunkt seines Lebens, da sie die innere Entscheidung brachte. Nach der Katastrophe, die seine Eltern betroffen und ihn wie seine Schwester verarnt zurückgelassen hatte, gab es, wenn er sich ein besseres Dasein schaffen wollte, keine andere Möglichkeit, als sein Leben selbst energisch in die Hand zu nehmen. Täglich sagte er sich, daß nach seinem Unglück kein Hahn krahe, daß erst der Erfolg und der Besitz ihm zu der inneren und äußeren Freiheit verhelfen würden, ohne die er sich ein glückliches Leben nicht vorstellen vermochte. Täglich schmiedete er Pläne, wie er den Hebel anzusetzen habe, um zu Reichtum zu kommen. Die Dienstzeit verging ihm wie im Traum. Nach ihrer Beendigung hätte seine Schwester ihn gern wieder bei sich gehabt, aber er kehrte nicht zurück, da ihm plötzlich aufgegangen war, was für unbegrenzte Möglichkeiten das französische Kolonialreich jedem bot, der etwas wagte und zugriff. Er verglich sich mit anderen, die bereits große Vermögen gemacht hatten. Sein Eroberungsgeist war erwacht, er blieb in Guinea. Als er endlich nach drei langen Jahren wieder nach Paris kam, fand seine Schwester ihn völlig verändert. Ihr Bruder war nicht mehr derselbe. Sie stand einen gereiften Mann gegenüber. Dagegen hatte er seine Schwester bleich und verfallen ausschend wiedergefunden, als habe irgendein unerklärliches Leid an ihr gezeht. Er erschrak und wurde zornig, wie jedesmal, wenn er eine tiefe Erregung versteckt wollte: «Sag mir doch, was dir fehlt! Was ist in meiner Abwesenheit nur passiert?»

«Du warst eben nicht bei mir», hatte die Antwort geäußert.

Françoise hatte sich in Sehnsucht nach ihrem Bruder verzehrt. Ihre Widerstandskraft war allmählich erlahmt, eine merkwürdige Krankheit hatte Besitz von ihr ergreift. Doch François, der sich stark fühlte, wollte den geschwächten Zustand seiner Schwester keineswegs zugeben.

«Ich verstehe dich nicht», meinte er, «wo doch jetzt alles gut geht. Ich weiß endlich, wie ich zu Geld komme, zumindest für die nächste Zeit. In Frankreich mit Elfenbein oder Erdnüssen, in Afrika mit französischen Schuhwaren. Aber das ist noch nichts. Schließlich gibt es außer Afrika und Frankreich auch noch andere Länder in der Welt. Alles läßt sich kaufen und verkaufen. Ich habe eine ganze Menge Geld gespart. Außerdem kann ich mir jederzeit Kapital verschaffen. Ich hätte Lust, mich mal ein bißchen in Amerika und Indien oder auf ein paar Inseln bei Australien umzusehen. Es gibt eine Menge Geschäfte, die Pleite machen müssen, weil sie in der Hand von Dummköpfen und albernen Glücksrittern liegen. Ich kaufe alles auf, flücke die Jahrmarktsbuden wieder zusammen und mache Goldgruben aus...»

Er legte seinen Arm um die schmalen Schultern seiner jungen Schwester, wie um sie durch seine Zuversicht zu schützen und ihr Mut einzuflößen.

«Noch sind wir allerdings nicht sehr reich, aber du kannst mir glauben, daß wir bald sehr reich sein werden. Ich werde dich aus diesem armseligen Nest herausholen. Sie lächelte ihm schwach entgegen.

«Und wir werden zusammen durch die Welt reisen. Ich werde dir eine Diamantengrube schenken, du wirst einen Prinzen heiraten. Oder willst du lieber Aebtissin in einem Kloster werden?»

«Wie lange noch?», fragte Françoise mit Augen, die sich in weiter Ferne verloren.

«Natürlich muß ich mich dazu halten. Leider lassen Wunder zu lange auf sich warten, und die modernen sehen ganz anders aus als die, die wir früher zusammen in den Märchenbüchern lasen.»

Bei ihrer dann erfolgten Trennung, da Françoise traurlich weinte, hatte er sie getröstet:

«Warte noch zwei Jahre. Versprich mir, so lange noch Geduld und Mut zu haben.»

«Das Glück», murmelte sie, «das Glück wäre, dich immer bei mir zu haben.»

Er reiste ab und verwirklichte, was er versprochen hatte. Sein Blick erweiterte sich, seine Erfahrungen wurden reicher, seine Unternehmungen nahmen immer größere Maßstäbe an, seine Energie setzte alles in die Tat um, was er sich vorgenommen hatte. Françoise erhielt Siegesnachricht auf Siegesnachricht. Dann kündigte er ihr seine Rückkehr an, die er um sechs Monate hatte verschieben müssen. Aber Françoise hatte ihm versprochen, nur zwei Jahre lang Geduld und Mut zu haben. Im Hafen von Dakar wurde ihm ein Eilbrief übergeben. Sein Inhalt traf ihn wie ein Beilhieb: Luc Savière teilte ihm mit, daß Françoise gestorben sei.

Für andere war sie tot, doch für ihn lebte sie. Sie war weiter in seinem Dasein, das er sich ohne sie nicht vorstellen konnte, als geheime Beschützerin aller seiner Pläne, aller seiner Sorgen, aller seiner Gedanken und Gefühle.

Das Glück schien ihn überallhin zu begleiten. Ohne

Zärtlichkeit und, wie er glaubte, unfähig zur Liebe, besaß er viele Frauen, aber besaß sie nur für Tage oder Stunden. Seine einzige wirkliche Geliebte war und blieb die Tat. Losziehen, sich schlagen, unablässig kämpfen, um in der einen Minute, die den Erfolg bringt, die Trunkenheit des Sieges zu kosten, bildete sein wahres Glück. Es war, als hielte die Tote schützend ihre Hand über seinem Leben. Er nahm am Kriege teil, in dem er vier Jahre lang in einem marokkanischen Regiment der einzige Offizier war, der sich bei der Zurückwerfung deutscher Truppen in den Sümpfen von Saint-Gond, der Verteidigung des Fort Douaumont und dem mörderischen Gemetzel des letzten Kriegsjahrs in den Argonnen viele Auszeichnungen holte, ohne jemals verwundet zu werden. Er führte die unglaublichesten Aufgaben durch. «Ich habe das sichere Gefühl», sagte er zu seinem Oberst, «daß ich nicht getötet werden kann.» Tatsächlich war er aus allen Schlachten mit heiler Haut davongekommen. Nicht der kleinste Graptopsplitter hatte ihn getroffen.

In den Nachkriegsjahren dann hatten seine Unternehmungen eine Ausdehnung erfahren, die geradezu schwindelerregend wirkte. Was er in die Hand nahm, glückte ihm. Auch hier hatte er das sichere Gefühl, daß ihm nichts misslingen könnte. Und das Geheimnis seines beispiellosen Erfolges? Kannte er es selbst?

An einem regnerischen Aprilmorgen war er nach dem Friedhof Montmartre gegangen, um das Grab seiner Schwester zu suchen. Nur mit Schaudern dachte er später an diesen Besuch zurück.

In einem trostlosen Bureau mußte er sich zusammen mit dem Friedhofgärtner über abgeflachte Registerbände und Pläne beugen, um das Grab herauszufinden. Scham und Verzweiflung schnürten dabei sein Herz zusammen. Absichtlich hatte er sich nicht von Savière begleiten lassen. Er wollte allein zu seiner Schwester gehen und war auf seiner Suche nun doch auf fremde Hilfe angewiesen. Schön, damit mußte er sich abfinden. Widerwillig nannte er ihren Namen, mit einer gleichgültigen Handbewegung, deren er sich später immer wieder entsann. Dienstbeflissen erbot sich der Beamte, der ein gutes Trinkgeld erhoffte, ihn durch den Wirrwarr von Grabsteinen und Kreuzen zu begleiten. Er trug ein schlampiges, abgetragenes Dienstkleid, eine Art Uniform, die besonders grotesk wirkte, wenn man sich vorstellte, daß sie ihm Feldherrenwelt über die Toten verlieh. Unerträglicherweise schlug der Kerl auch noch die ganze Zeit über einen geschwätzigen Klageron an. Seit dreißig Jahren schön, so erzählte er ausführlich, versche er seinen Dienst. Ein solcher Beruf brachte es natürlich mit sich, daß man allmählich zu einem Philosophen würde, der sich keine Illusionen mehr mache. Unentwegt lenkte er Gerald auf seine Aufmerksamkeit auf pomposen Marmogräber, auf die er offenbar sehr stolz war, da er sie bewachen durfte.

«Ja, sehen Sie, auf diesen Gräbern liegen immere frische Blumen. Sie müssen natürlich wissen, daß man ein Jahresabonnement auf den Unterhalt eines Grabes nehmen kann.»

Auf dem bescheidenen Grab der Schwester lagen Blumen. Sie hatte sicher Savière gebracht. Der gute Luc... Gerald schickte den Aufseher weg und legte eine Handvoll Flieder nieder. Lange Zeit blieb er in den Anblick der Erde versunken, unter der seine Schwester nun ruhte. Lange Zeit, jedoch vergeblich. Auf seine innere Frage bekam er keine Antwort. Angesichts des toten Steines inmitten so vieler anderer Steine und Sockel, die ihm nichts sagten, blieb sein Herz reglos. Die Bilder der Vergangenheit schwiegen mit stummem Mund. Der Tod an diesem Ort hatte für ihn etwas Gleichmäherisches, das ihn empörte. Wie auf dem Schlachtfeld...

Wenn seine Schwester für ihn weiterlebte, so war es anderswo, in der kleinen Stube, die sie gemeinsam bewohnt hatten. Hier fand er sie, wenn er mit sich allein war, im Geiste wieder, sie, die ihn nicht verlassen haben konnte. Er schloß die Augen und sah sie vor sich wie einstmals, lachend oder weinend, vorwurfsvoll oder verzeihend. Unter seinem bittenden Blick schien ihr Bild Leben anzunehmen. Von ihren toten und unbeweglichen Lippen las er Zärtlichkeiten, Ratschläge, Wünsche für ihn, den Bruder. Sie allein hatte ihn ganz verstanden. Ihr allein hatte er das Recht und die Macht eingeräumt, ihn an einem Vorhaben zu hindern, ihn zu einer Tat zu ermutigen. Ihr Schatten lenkte sein Gewissen, und wenn er anderen Unrecht zufügte, weil seine vorwärtsdrängende Kraft auf die Schwaben nicht immer adeln konnte, so war sie es, die ihn gutmachen ließ, was gutgemacht werden konnte. Er fühlte ihre Nähe und dachte doppelt an sie, seit sie in Wirklichkeit nicht mehr bei ihm war. Und die Vorstellung ihrer Gegenwart war bisweilen so stark in ihm, so wohltuend, so unabsehlich, daß er sich dabei überraschen konnte, wie er, über ihr Bild gebeugt, eindringlich flüsterte:

«Wenn ich dich nicht hätte...»

\*  
Frank Gerald hatte dem Chauffeur gesagt, ihn nicht vor dem Haus zu erwarten.

Leise schloß er die Gartenpforte, blickte noch einmal zurück und schlenderte dann langsam die Straße hinunter. Sein Weg führte ihn über eine Anzahl kleiner Plätze, die er noch von früher her in Erinnerung hatte. Wie oft war er an ihnen vorbeigekommen, wenn er nach einem seiner Abenteuer müde nach Hause schlief. Richtig, da

war die Rue Berton, die nach dem Parc des Eaux führte. Merkwürdig, wie sich inzwischen alles verändert hatte. Vielerorts, wo früher altehrwürdige Häuser und Baracken gestanden hatten, erhoben sich jetzt moderne Mietskasernen. Da an der Ecke hatte sich vor vielen Jahren eine kleine Epicerie befunden, in der Françoise immer den Kaffee geholt hatte. Nun war sie verschwunden und an ihre Stelle ein großes Lebensmittelgeschäft getreten. Etwa was weiter gewährte er einen Torweg. Er scharrte mit dem Fuß am Boden und fand ein paar wilde Salatblätter neben faulen Kartoffeln und anderen Abfällen. Ob wohl die Gemüsefrau, die hier ihre Ware verkauft hatte, noch lebte?

Auf seiner sehnsgütigen Suche nach dem alten Passy war er allmählich zu der kleine Gare de Ceinture gekommen. Das runde Zifferblatt der Uhr mutete ihn wie das gelbe Auge eines Ungeheuers an, das mit drohendem Blick in die Nacht starrte. Wie Gespenster tauchten milchweiße Fassaden aus der Dunkelheit auf.

«Alles hat man niedergerissen und neu aufgebaut», murmelte er vor sich hin. Der Park und das Château de la Muette, dessen Geschichte ihnen Luc so oft an Hand von Abbildungen geschildert hatte, waren verschwunden. Ganz neue Häuser erhoben sich jetzt an ihrer Stelle, deren Sprache er nicht verstand. Traurigkeit beschlich

ihn. Die Silhouette des Palais Rothschild tauchte vor ihm auf. In den Zimmern brannte noch Licht.

«Wo bin ich nur, wo bin ich nur?» fragte er sich ungläubig. Er, der sich sonst überall in der Welt zu Hause fühlte, kam sich plötzlich verloren vor. Das ganze Quartier hatte sein Gesicht verändert.

Er ging weiter. Ein Straßenschild tauchte vor ihm auf. Er sah hinauf und fuhr unwillkürlich zusammen. Die im Laternenlicht weiß leuchtenden Buchstaben trafen ihn wie eine Beschwerungsformel: Rue Alfred Duhodencq, Alfred Duhodencq? Hatte ihm Luc Savière am Abend nicht gesagt, daß hier... Entschlossen lief er weiter, bis er auf ein Hotel stieß, das einen Winkel zwischen der Straße und einem kleinen Platz bildete. Im Erdgeschoß waren die Fenster erleuchtet. Violinenklänge drangen an sein Ohr, und er blieb lauschend stehen.

Hinter ihm gingen zwei Polizisten auf dem Trottoir auf und nieder, die schließlich stehen blieben, um den Mann zu beobachten, der zu den erleuchteten Fenstern emporblickte.

«Könnten Sie mir bitte sagen, wer in diesem Hause wohnt?»

«Eine Amerikanerin.»

«Frau Sullivan», ergänzte der andere Polizist.

«Aha, dann...» Ohne seinen Satz zu vollenden, fragte Gerald weiter:

«Gibt sie heute abend ein Fest?»

«Ein Fest nicht gerade. Frau Sullivan hat jeden Abend viele Leute bei sich.»

«Ich danke Ihnen.»

Hinter den Fenstervorhängen hoben sich die Schatten von Menschen ab. Schwarze Anzüge neben nackten Frauenschultern konnte Gerald undeutlich erkennen. Wer unter den Männern wohl ihr Geliebter war? Und wer unter den vielen Frauen war sie selbst?

Er wandte sich zum Gehen, als er auf der gegenüberliegenden Straßenseite eine kahle Mauerwand bemerkte, die von den erleuchteten Fenstern her ein schwaches Licht empfing. Plötzlich jedoch schien es ihm, als nähme die Mauer Leben an. Gestalten zeichneten sich auf ihr ab, und er sah eine dunkle Kabine auf einem verlorenen Schiff vor sich, den winzigen Schatten einer Frau, eines wie Françoise so unschuldigen Wesens, das sich nicht wehren konnte gegen den Willen eines Mannes, der seiner verzweifelten Hilflosigkeit nicht achtete.

(Fortsetzung folgt)



## INSERATE

in der  
«Zürcher Illustrierten»  
bringen guten Erfolg

**PYRO WURST**

**Gut und haltbar**

**WURSTFABRIK RUFF ZÜRICH**

Foto: V. L. 4



Die hier gezeigten Yala-Modelle sind einzeln, oder in Garnituren und in jedem Material erhältlich. Jedes gute Geschäft zeigt sie Ihnen gerne, verlangen Sie aber ausdrücklich YALA.



**Yala**  
**QUALITÄT**

Yala-Qualität ist kein leeres Wort. Die neue Yala-Kollektion beweist das wieder auf's Neue. Welche Fülle neuer Schnitte, eleganter Formen, aparter, neuartiger Verzierungen! Zu Ihrem neuen Frühjahrskleid ist eine Yala-Garnitur die passende Ergänzung. Der elegante Schnitt unserer Modelle - ganz auf die heutige Mode abgestimmt - bringt die Linie eines Kleidungsstückes erst recht zur Geltung. Und dazu die vielen Vorzüge, die Ihnen Yala noch bietet.

FABRIKANTEN: JAKOB LAIB & CO.  
Amriswil (Thurg.)